

Zur Einführung: professioneller Journalismus und die Aufgabe Öffentlichkeit

Daniel Müller & Tobias Eberwein

Im Genre der Festschrift ist es weithin üblich, durch viel- und damit zugleich oft nichtssagende Nomina im Titel ein Dach aufzuspannen, unter dem so ziemlich alles Aufnahme finden kann. Im vorliegenden Fall müsste ein solcher Verdacht – eines Mangels an spezifischem Gehalt – besonders stark dem Begriff „Öffentlichkeit“ gelten, nachdem sich beispielsweise Joachim Westerbarkey schon 1994 zu einem Versuch veranlasst sah, Öffentlichkeit als „eine Alltagskategorie kommunikationstheoretisch zu rehabilitieren“ (Westerbarkey 1994).

Tatsächlich ist es jedoch so, dass im wissenschaftlichen Denken Horst Pöttkers *Öffentlichkeit* und *Journalismus* erstens absolut zentral und zweitens in ausgesprochen spezifischer Weise gedeutet und miteinander verknüpft sind.

Der deutsche Begriff Öffentlichkeit ist durchaus ambivalent, was seinen diffusen Gebrauch als „Alltagskategorie“ zweifellos begünstigt hat. Diese Mehrdeutigkeit zeigt sich in der Vielzahl der Übersetzungsmöglichkeiten, z. B. im Englischen. Gängige Möglichkeiten sind etwa „public“, „publicity“, „publicness“, „public discourse“, „public opinion“ und „public sphere“, was z. T. natürlich nicht wieder mit „Öffentlichkeit“ (rück)übersetzt werden muss. Alternativen sind oft durch das Adjektiv „öffentlich“ konstruiert.

Die dominante Vorstellung ist seit geraumer Zeit – sei es in Anschluss an oder in Absetzung von Habermas' Marburger Habilitationsschrift „Strukturwandel der Öffentlichkeit“ (Habermas 1962) – vielfach die, wonach Öffentlichkeit (dann mit „public sphere“ zu übersetzen) einen bestimmten sozialen Raum – meist einen bestimmten Personenkreis – umfasst, im Idealfall die ganze Gesellschaft. In diesem Sinne trägt Öffentlichkeit dann als *die* Öffentlichkeit auch regelmäßig den Artikel und kann als „vierte Gewalt“ (fourth estate) neben Legislative, Exekutive und Judikative gedacht werden, aber auch als „bürgerliche“, „plebejische“, „proletarische“ (Negt/Kluge 1972) oder „Gegen-Öffentlichkeit“ apostrophiert bzw. parzelliert werden, ja überhaupt in *Teilöffentlichkeiten* zerfallen oder aber ebenso plausibel in Ebenen geschichtet werden: von der Encounter-Ebene der „Face-to-face“-Kommunikation über die Versammlungs- und Themenöffentlichkeit bis hin zur Medienöffentlichkeit (vgl. Neidhardt 1994).

Pöttker lehnt diese heute dominanten Sichtweisen auf Öffentlichkeit – denen bei allen Unterschieden gemeinsam ist, dass sie Öffentlichkeit als ein *Gebilde* betrachten – nicht ab, setzt aber den Akzent auf eine andere Lesart von Öffentlichkeit, ohne Artikel oder einschränkende Zusätze, ohne Möglichkeit der Pluralisierung: auf Öffentlichkeit als ein *Prinzip*, mit dem älteren Synonym *Publizität*. Die passende Übersetzung hierfür ist nicht „public sphere“, sondern „publicness“ (vgl. auch Splichal 2006). Diese „publicness“-Öffentlichkeit verfolgt Pöttker in die Aufklärung zurück, etwa hin zu den Schriften des „Robinson“-Autors Daniel Defoe. Öffentlich sein meint danach zunächst in negativer Definition die Abwesenheit von Kommunikationshemmnissen (vgl. Pöttker 1998).

Ein uns sehr treffend scheinender Vergleich, den Pöttker gern zur Verdeutlichung anführt, ist der vom Markt. Der Markt(platz) kann durchaus als Gebilde, als sozialer Raum, als Institution gedacht werden; zugleich aber eben auch als ein Strukturprinzip des wirtschaftlichen Handelns. Analog ist Öffentlichkeit ein Strukturprinzip der gesellschaftlichen Kommunikation, das der Unbeschränktheit, der Barrierefreiheit.

So wie das Marktprinzip sich nie in völliger (im Weber'schen Sinne idealtypischer) Reinheit verwirklichen lässt, weil andere, schutzwürdige Interessen dem entgegenstehen, so gilt dies auch für das Prinzip Öffentlichkeit. Die Grenzen müssen dabei stets neu verhandelt werden, sind aber im Zuge von Modernisierung von Gesellschaft allgemein wohl in Ausweitung begriffen.

In komplexen Gesellschaften ist nun Barrierefreiheit nicht *gegeben*, sondern muss durch Medien und damit die in den Medien ausgeübten Kommunikationsberufe, speziell den Journalismus, jeweils *hergestellt* werden. Dies erklärt, warum Horst Pöttkers Verständnis von Öffentlichkeit kaum ohne einen zweiten zentralen Begriff nachzuvollziehen ist, der dem ersten stets auf dem Fuße folgt: eben den des „Journalismus“.

Die wissenschaftliche Beschäftigung mit Journalismus hat im deutschen Sprachraum – auch wenn die vergleichsweise kurze Geschichte der akademischen Disziplin Journalistik das Gegenteil vermuten lässt – eine durchaus lange Tradition (vgl. z. B. Löffelholz 2004). Dementsprechend vielfältig sind die theoretischen Herangehensweisen an das zu beobachtende Phänomen, die oft unterschiedliche fachliche Hintergründe haben und über ein jeweils spezifisches Problemlösungspotenzial verfügen. Eine umfassende „Supratheorie“ des Journalismus hat sich bislang nicht herausbilden können.

Als prägendes Paradigma dominierte zuletzt die systemtheoretische Sichtweise, welche – in Fortzeichnung des „Grundrisses“ von Niklas Luhmann (1984) – Journalismus als gesellschaftliches Teilsystem modelliert, dessen zentrale Funktion die Thematisierung gesellschaftlicher Kommunikation sei, wodurch es die Synchronisation und Selbstbeobachtung der (Welt-)Gesellschaft ermögele (vgl. u. a. Blöbaum 1994; Scholl/Weischenberg 1998). Diese Perspektive ist jedoch nicht unumstritten und wird aus verschiedenen Richtungen unter Beschuss genommen: So lässt sich beispielsweise aus dem Blickwinkel der (Kritischen) Handlungstheorien monieren, dass der systemtheoretische Ansatz die Bedeutung individueller Akteure¹ für das journalistische Handeln weitgehend ausblendet (vgl. etwa Baum 1994). Ebenso lässt sich im Sinne der Cultural Studies kritisieren, dass sich – systemtheoretisch untermauerte – Distinktionen wie Faktizität vs. Fiktionalität oder Information vs. Unterhaltung angesichts gegenwärtiger Entgrenzungsprozesse nicht länger aufrechterhalten lassen (vgl. etwa Renger 2000; Lünenborg 2005).

In Pöttkers Herangehensweise finden Frontstellungen wie die zwischen System- und Kulturparadigma oder zwischen mikro- und makrotheoretischen Zugängen jedoch keinen Raum. Er vertritt stattdessen eine explizit *berufsorientierte Journalistik* (vgl. Meier 2007: 25ff.), in der Probleme der journalistischen Praxis, der Qualität und der Ethik des Journalismus in den Fokus rücken.

1 Im vorliegenden wie auch allen anderen Beiträgen dieses Bandes wird aus Gründen der Lesbarkeit in der Regel nur die männliche Form verwendet. Alle Aussagen über Journalisten, Medienvertreter und sonstige individuelle Akteure gelten auch für Journalistinnen, Medienvertreterinnen usw., wenn nicht ausdrücklich eine Einschränkung erfolgt.

Was macht für Pöttker den Beruf Journalismus aus? Konstitutiv ist zunächst einmal, im Sinne der Berufsdefinition Max Webers, eine typische „Spezifizierung, Spezialisierung und Kombination von Leistungen einer Person [...], welche für sie die Grundlage einer kontinuierlichen Versorgungs- und Erwerbschance ist“ (Weber 1972: 80). Mit anderen Worten: Journalisten sollen für ihre spezielle Tätigkeit und die dafür erworbenen Kompetenzen ein regelmäßiges und zum Leben ausreichendes Einkommen erwarten (können). Darüber hinaus ist der Journalistenberuf mit einer ihm eigenen *Aufgabe* – bewusst vermeidet Pöttker den systemtheoretisch konnotierten Funktionsbegriff – verbunden: dem Herstellen von Öffentlichkeit (vgl. u. a. Pöttker 1999). Als Kernelement des journalistischen Berufsethos lässt sich damit ein Drang zum „An-den-Tag-bringen“ beschreiben, der bereits in der Berufsbezeichnung „Journalist“ erkennbar wird, in der das französische Nomen „le jour“ (der Tag) enthalten ist: Journalisten bringen an den Tag, was nicht verschwiegen werden darf, damit ihre Rezipienten sich in der Gesellschaft, in der sie leben, zurechtfinden können.

Aus der Öffentlichkeitsaufgabe ergibt sich eine journalistische „*Grundpflicht zum Publizieren*, von der im Prinzip kein Gegenstand und kein Thema ausgenommen ist“ (ebd.: 221). Pöttker vergleicht diese Grundnorm oft anschaulich mit ähnlichen bei Ärzten, die menschliches Leben erhalten, oder Rechtsanwälten, die für ihre Mandanten das rechtlich Mögliche herausholen sollen. Sollte es Gründe geben, die gegen eine Befolgung dieser Gebote sprechen, so müssen diese besonders stark ausgeprägt sein. Nach dieser Argumentation ist das Nicht-Veröffentlichen von bestimmten Themen ein schwerer wiegender Verstoß gegen die journalistische Professionalität als eine Verfälschung publizierter Informationen.

Allerdings lässt sich die Aufgabe Öffentlichkeit langfristig nur dann umsetzen, wenn Journalisten sich an spezifische Regeln und Verhaltensstandards halten, die für ihren Beruf charakteristisch sind. Dazu gehört die Pflege einer ganzen Reihe von Qualitätsmerkmalen, die dabei helfen können, Rezipienten auch solche Informationen zu vermitteln, die ihnen unbekannt und deshalb befremdlich sind. Mehr auf die Gegenstände gerichtete Qualitätsmerkmale sind etwa Richtigkeit, Vollständigkeit, Wahrhaftigkeit und Universalität; mehr auf das Publikum zielen Unabhängigkeit, Aktualität, Verständlichkeit und Unterhaltsamkeit (vgl. Pöttker 2000).

Horst Pöttkers Arbeiten zu Journalismus und Öffentlichkeit stehen in vielerlei Hinsicht quer zum Mainstream der akademischen Auseinandersetzung mit diesen Themen. Ein durchgängiges Merkmal ist die Verschränkung unterschiedlicher Forschungstraditionen und Fachdisziplinen, die eine Zuordnung zu vorgefertigten Theorieschubladen schwierig, wenn nicht gar unmöglich macht. Dieser integrative Charakter seiner Studien, die sowohl individuelle journalistische Akteure als auch die Gesellschaft als Ganzes in den Blick nehmen, die sowohl system- als auch kulturorientiertes Denken zulassen, diente auch als Leitmotiv bei der Konzeption der vorliegenden, Horst Pöttker anlässlich seines 65. Geburtstages zu-gedachten Festschrift.

Der Band vereint 29 Fachaufsätze von ehemaligen und gegenwärtigen Weggefährten, von Schülern und Kollegen, von Freunden und Förderern, mit denen Horst Pöttker in seiner Laufbahn als Wissenschaftler mal mehr, mal weniger intensiv in Berührung geraten ist. Gemeinsam ist den Texten der kontinuierliche Rückbezug auf die Oberthemen Journalismus und Öffentlichkeit. Unterscheiden lassen sie sich vor allem aufgrund ihrer vielfältigen fachlichen Hintergründe, die so verschiedenartige Disziplinen wie Soziologie, Politologie, Ökonomie, Jura, Geschichts-, Literatur- und Filmwissenschaft und natürlich immer wieder

Journalistik und Kommunikationswissenschaft umfassen. Diese Pluralität der Herangehensweisen macht deutlich, dass es nicht das Anliegen der Textsammlung sein kann, ein möglichst distinktes und scharf konturiertes Verständnis von Journalismus und Öffentlichkeit zu generieren. Erst recht nicht sollen die Beiträge, obwohl sie in der Mehrzahl Bezug auf ihn nehmen, in Kongruenz mit den spezifischen Sichtweisen Horst Pöttkers gebracht werden. Vielmehr geht es darum, durch das Nebeneinander andersartiger und sich z. T. auch widersprechender Ansätze für Spannungen zu sorgen und Irritationen zu erzeugen. Diese ermöglichen, wenn sie konstruktiv gespiegelt werden, einen besonders aufschlussreichen und hoffentlich anregenden Blick auf das wissenschaftliche Werk des Jubilars. Insofern lässt sich der Band auch als *kritische* Bilanz seines bisherigen Schaffens lesen – und eine solche wird dem Querdenker und Nonkonformisten Horst Pöttker sicherlich besser gerecht als deskriptives Protokollieren oder devote Lobhudelei.

Die einzelnen Beiträge sind in fünf – zwangsläufig nicht trennscharfe – thematische Panels gegliedert, die verschiedene Schwerpunkte der wissenschaftlichen Tätigkeit Horst Pöttkers reflektieren (vgl. dazu auch den Beitrag von Rainer Geißler in diesem Band): Das Oberkapitel zu „Gesellschaft und Öffentlichkeit“ spiegelt sein Interesse für die soziologischen Klassiker und ihre Arbeiten zur Öffentlichkeits- und Gesellschaftstheorie, aber auch seinen sozialwissenschaftlich geleiteten Blick auf die gesellschaftliche Bedeutung eines funktionierenden Journalismus wider. Der Abschnitt über „Medienethik und publizistische Selbstkontrolle“ verweist auf seine intensive Auseinandersetzung mit journalistischen Qualitätskriterien und den Instanzen ihrer Sicherung. Der Block über „Journalismus und Migration“ verdeutlicht sein Engagement im Kontext des DFG-Projektes „Mediale Integration ethnischer Minderheiten“, das er gemeinsam mit Rainer Geißler im Sonderforschungsbereich „Medienumbrüche“ an der Universität Siegen geleitet hat. Ein weiterer Abschnitt nimmt die Entwicklung von „Journalistik und Journalismusforschung“ in Deutschland in den Fokus – und damit auch die jüngere Geschichte und Gegenwart der akademischen Journalistenausbildung, die Horst Pöttker vor allem als Hochschullehrer am Dortmunder Institut für Journalistik wesentlich mitgeprägt hat. Das Schlusspanel zu „Journalismus und Geschichte“ repräsentiert sein Faible für die Erforschung der historischen Entwicklungsstufen des Journalistenberufs, aber auch für die Geschichte der wissenschaftlichen Disziplinen zur Erforschung desselben, durch das er sich – obgleich kein studierter Historiker – in der Scientific Community einen besonderen Namen gemacht hat.

1. Gesellschaft und Öffentlichkeit

Aus sehr verschiedenen Perspektiven, z. T. auch von ausgeprägten Positionen aus, nähern sich im ersten Abschnitt des Buches sechs Autoren dem Begriff der Öffentlichkeit, wobei mehrere ausgiebig Horst Pöttkers eigenen Beitrag zur Theorie der Öffentlichkeit diskutieren.

Christian Schicha (Düsseldorf) geht in seinem Text aus politikwissenschaftlicher Sicht auf die Rolle von Journalismus und Öffentlichkeit in der „Mediendemokratie“ ein; er erörtert dabei Öffentlichkeit „nicht nur als ein beschreibbares empirisches Phänomen [...], sondern [...] auch als Postulat, einen anzustrebenden Zustand mit Hilfe der öffentlichen Willens- und Meinungsbildung“, die allerdings nur medialisiert erfolgen könne. Den normativen Gehalt des Öffentlichkeitsbegriffs insbesondere in Bezug auf die Diskursrationali-

tät sieht der Autor dabei kritisch, warnt aber zugleich vor pauschalem Kulturpessimismus. Dem Journalismus bleibt demnach weiter eine zentrale Rolle.

Mit einem zu Unrecht weitgehend unbekannt gebliebenen oder schnell vergessenen Korpus von öffentlichkeitstheoretischen Arbeiten befasst sich *Hans Poerschke* (Holzweißig/Leipzig). War die Öffentlichkeitstheorie in der DDR zuerst kein Thema, kam es nach zaghaften Ansätzen in den frühen 1980er Jahren ab 1987/88 zu einer intensiven Beschäftigung mit dem Begriff, der seinen Reiz heute daher gewinnt, dass die Autoren versuchten, sich von den Vorgaben der Doktrin – die von Öffentlichkeit etwa im Sinne von Kritik- und Kontrollfunktion nichts wissen wollte, sondern nur ein einseitiges „Hineintragen“ der Vorgaben der Partei in die Bevölkerung erwartete – zu lösen, zugleich aber am Sozialismus festzuhalten.

Slavko Splechal (Ljubljana) geht auf die Bedeutung der öffentlichen Meinung für die demokratische Regierung insbesondere im Zeitalter der zunehmenden Erosion von nationalstaatlichen Machtbefugnissen ein. Er beginnt mit Visionen, die von der Möglichkeit der Meinungsumfrage eine massive Stärkung und Vitalisierung der Demokratie erhofften, da die Regierenden ja nun jederzeit die „Stimme des Volkes“ berücksichtigen könnten, und endet – durchaus pessimistisch gestimmt – mit der Feststellung, dass die deliberative Öffentlichkeit allgemein durch das Zurücktreten des Nationalstaats an Bedeutung verloren hat, woran Meinungsumfragen wenig ändern, zumal deren Agenda nicht von den Bürgern vorgegeben wird, sondern von mächtigen Akteuren (im Falle des bekannten „Eurobarometers“ etwa von der Europäischen Kommission).

Jürgen Heinrich (Felde/Dortmund) nähert sich dem Begriff der Öffentlichkeit ausdrücklich aus der Perspektive der Ökonomie, wobei er sich intensiv mit der von Horst Pöttker aufgestellten Forderung nach Folgentransparenz auseinandersetzt. Heinrich kommt zu dem Schluss, dass das reine Angebot solcher Transparenz nicht ausreicht; es müssten auch entsprechende Anreize gesetzt werden. So sei es nicht sicher, ob die Öffentlichkeit als reale Institution im ökonomischen Sinne positive Wirkungen entfalte, zumal zahlreiche normative Ansprüche an Öffentlichkeit stark von Wunschdenken gekennzeichnet seien.

Claus Eurich (Dortmund) befasst sich zunächst mit dem Wesen des Mythos, wobei er von authentischen Mythen die sekundären und vor allem die Scheinmythen unterscheidet. Die Medien – und hier vor allem das Fernsehen, namentlich fiktionale Formate und die Werbung – bedienen sich der Mythenmotive, um die Zuschauer mit Scheinmythen zu überfluten. Eurich spricht sich gegen eine „Dämonisierung“, aber auch gegen das Hinnehmen dieses Prozesses aus.

Christoph Neuberger (Münster) referiert zunächst prägnant die Kernthesen aus Horst Pöttkers Habilitationsschrift, die sich – vor dem Beginn des eigentlichen Internet-Zeitalters, wenn auch nicht des Internets – mit Formen der (Nicht-)Interaktion im Sinne der Dichotomie folgenreflexiv/rezeptiv auseinandersetzt. Denn das Internet (und zumal die als Web 2.0 bekannten Formate) habe gerade in Bezug auf die von Pöttker angesprochenen Interaktions- und Partizipationsdefizite erhebliche Erwartungen geweckt. Neuberger fragt dabei, ohne letztlich eine endgültige Antwort liefern zu können, nach dem illusionären Charakter dieser Interaktion, u. a. nach der Bereitschaft der Institutionen, sich der Interaktion auch zu öffnen und sie nicht entweder zu verweigern oder zu manipulieren. Für technikdeterministischen Optimismus sieht er keinen Anlass, zugleich weiter eine wichtige Rolle für den Journalismus.

2. Medienethik und publizistische Selbstkontrolle

Der zweite Abschnitt des Bandes führt vier Beiträge aus dem Themenfeld „Medienethik und publizistische Selbstkontrolle“ zusammen.

Kenneth Starck (Iowa City) diskutiert das Konzept des Ombudsmannes, welches als Element der journalistischen Qualitätssicherung in Ländern wie Japan oder den USA eine lange Tradition hat, sich im deutschen Sprachraum jedoch nie durchsetzen konnte. Seine Zusammenschau der bisherigen Forschung zum Thema wird angereichert durch persönliche Erfahrungen: Starck war – neben seiner Tätigkeit in der akademischen Journalistenausbildung – sechs Jahre lang selbst als Ombudsmann für die Cedar Rapids Gazette Company aktiv. Umso mehr bedauert er, dass die Zahl der Ombudsleute inzwischen auch in den USA rückläufig ist: Eine derartige Instanz der journalistischen Selbstkontrolle sei ideal, um den redaktionellen Alltag transparent zu machen und damit bei den Rezipienten Vertrauen zu schaffen – und dies hätten viele Medien gerade in Zeiten des digitalen Umbruchs bitter nötig.

Auch *Peter Ludes* (Bremen) interessiert sich für gegenwärtige „Umbrüche der Medieninformation“ und deren Auswirkungen auf die journalistische Qualität, speziell die Mechanismen der Themenselektion im Journalismus. Seine Analyse verweist – gestützt auf Manuel Castells’ Theorie der Netzwerkgesellschaft – auf verschiedene Probleme, die die Verbreitung neuerer Informations- und Kommunikationstechnologien mit sich bringt: etwa eine zunehmende Unterhaltungsorientierung und Kommerzialisierung, aber auch eine fortschreitende Deprofessionalisierung öffentlicher Kommunikation. Angesichts dieser Entwicklungen sieht Ludes neue Aufgaben für einen „aufklärerischen Journalismus“, der „Vernachlässigungen von Vergangenheit und Zukunft im tagesaktuellen Nachrichtengeschäft“ überwinden müsse.

Dass vor allem Fragen des Glaubens und Themen der Kirche im öffentlichen Diskurs nicht vernachlässigt werden – dafür setzen sich unter anderem die publizistischen Organe der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) ein. *Hans Hafenbrack* (Wehrheim), fast zwei Jahrzehnte lang Chefredakteur des Evangelischen Pressedienstes (epd), nimmt diese Organe kritisch in den Blick. Nach einem fundierten historischen Überblick stellt er fest, dass „[d]er unabhängige Journalismus, einst Markenzeichen der evangelischen Publizistik, [...] auf dem Rückzug [ist]. Die Leitungsgremien der Kirche entscheiden sich jedenfalls bei den Printmedien mehr und mehr für Instrumente der Öffentlichkeitsarbeit“. Als noch bedenklicher empfindet er jedoch den zunehmenden „Druck des Internets, der die gesamte mediale Landschaft umzustürzen droht“. Dessen künftige Auswirkungen auf die evangelische Publizistik seien gegenwärtig aber noch nicht einzuschätzen.

Die besondere Rolle des Internets als Instrument der öffentlichen Medienbeobachtung untersucht *Tobias Eberwein* (Dortmund). Da dem Medienjournalismus als Reflexionseinrichtung des journalistischen Systems in der Vergangenheit immer wieder eklatante Mängel zugeschrieben wurden, formuliert er die Hoffnung, medienpezifische Weblogs könnten die Funktionen und Leistungen massenmedialer Selbstberichterstattung wenigstens teilweise übernehmen. Eine vergleichende Inhaltsanalyse von Medienblogs und ausgewählten Medienseiten in der Tagespresse lässt diese Hoffnung jedoch schwinden. Zwar treten Blogger vor allem bei Internetthemen als kritische und ernst zu nehmende Beobachter auf. Insgesamt lässt ihre Berichterstattung jedoch viele thematische Lücken; zudem fehlt es ihnen an

eigenständiger Recherche und Kontinuität. Ein modernes Wundermittel der Medien-(selbst)kontrolle sind Blogs demnach nicht.

3. Journalismus und Migration

Der Abschnitt „Journalismus und Migration“ bietet einen Überblick über neuere Forschungen zur Rolle der Massenmedien und speziell des Journalismus bei der Integration von Migranten. Ganz im Sinne von Horst Pöttker (vgl. die Arbeiten, die im DFG-Projekt „Mediale Integration ethnischer Minderheiten“ 2002-2009 entstanden sind) versammelt das Panel dabei nicht nur Beiträge, die sich mit dem Hier und Jetzt befassen, sondern enthält auch historische Rückblicke sowie den internationalen Vergleich sowohl mit den klassischen Einwanderungsländern Nordamerikas – hier den USA – als auch mit europäischen Nachbarstaaten.

Ebenfalls ganz im Sinne des Jubilars stehen dabei prinzipielle theoretische Überlegungen am Anfang: *Petra Herczeg* (Wien) befasst sich grundsätzlich mit der Rolle von Kommunikation, namentlich medialer und durch Journalisten vermittelter, für den Prozess der Integration von Migranten, wobei sie fünf Thesen aufstellt; insbesondere bemängelt die Autorin, dass der öffentlich geführte Diskurs Integration eben nicht als gesellschaftlichen Prozess darstellt, sondern einseitig auf bestimmte Strukturmerkmale verkürzt. Dargestellt wird dies auch an einem Fallbeispiel, für das 1.900 Beiträge österreichischer Medien einer quantitativen Inhaltsanalyse unterzogen wurden.

Im Beitrag von *Heinz Bonfadelli* (Zürich) steht nach Synopse der theoretischen Grundlagen für die Integrationsfunktion der Medien die Empirie im Mittelpunkt. Forschungsleitend war dabei die Frage, welchen Beitrag der Hörfunk zur Integration sprachkultureller Minderheiten in der Schweiz leistet. Dabei wurden drei Erhebungen parallelisiert: eine Inhaltsanalyse, wobei 468 migrationsbezogene Beiträge ermittelt und näher ausgewertet wurden; eine Befragung von zwölf Medienschaffenden in Bezug auf ihre Sicht auf die eigene Rolle bei der Integration von Migranten; und eine Online-Befragung von 361 Migranten (ergänzt durch elf Gruppengespräche) zur Nutzung und Bewertung des Hörfunks. Die Ergebnisse veranlassen den Autor zur Forderung nach stärkerer Verankerung interkultureller Verständigungsangebote im Programm, aber auch nach verstärkter „diversity“: mehr Repräsentation der Minderheiten in den Redaktionen.

Leen d'Haenens (Leuven/Nijmegen) und *Hatim El Sghiar* (Leuven) geben in ihrem Beitrag eine gedrängte Synopse der Forschung in Bezug auf Medien und Migration in den Niederlanden und in Flandern und gehen dann ebenfalls zur Vorstellung eines empirischen Projekts über: In qualitativen Familieninterviews (mit marokkanischstämmigen Familien in Flandern) wurden die Nutzung des Fernsehens – auch z. B. der internationalen arabischen Sender wie Al Jazeera – und dessen Rolle bei der Identitätskonstruktion untersucht, wobei die verschiedenen Muster innerhalb der marokkanischen Community (und nicht der Vergleich mit der flämischen Mehrheitsgesellschaft) im Mittelpunkt stehen.

Daniel Müller (Dortmund) befasst sich mit den heute vielfach als ‚Ethnomedien‘ bezeichneten Medien ethnischer Minderheiten in Deutschland. In zwei Überblickskapiteln über Entwicklungen bis und seit 1945 werden exemplarisch Aspekte der politischen Geschichte von Minderheitenmedien – in Abgrenzung von Auslandsmedien – zusammengefasst. Diese Beispiele werden dann bewertet, mit dem Ergebnis, dass die Medien ethnischer

Minderheiten in Deutschland – mit Ausnahmen, etwa der russischsprachigen Presse – entweder von amtlichen Stellen des In- und Auslandes finanziell getragen und folglich politisch fremdbestimmt werden oder aufgrund der fehlenden Nachfrage am Markt scheitern.

Harald Bader (Dortmund) und *Anne Weibert* (Dortmund/Siegen) untersuchen in ihrem Beitrag zwei historische Phänomene von Migration in die USA. Die Flucht der deutschen „Forty-Eighters“, der Anhänger der gescheiterten Revolution von 1848, wird mit der Einwanderung von Kubanern in die USA nach der erfolgreichen Revolution von Fidel Castro 1959 verglichen. Beide Wanderungsbewegungen unterscheiden sich von anderen vor allem durch ihre explizit politische Motivation. Im Mittelpunkt der Darstellung steht die Rolle der Minderheitenpresse, also der deutschsprachigen („New-Yorker Staats-Zeitung“) bzw. der spanischsprachigen; aber auch die Reaktion der Mehrheitsmedien wird thematisiert.

Horst Pöttker hat sich in der Vergangenheit – u. a. auch mit Harald Bader – mehrfach mit der Rolle der Presse in Bezug auf Integration und Nicht-Integration der um 1900 in Massen ins Ruhrgebiet zugewanderten Polen befasst. *Johannes Hoffmann* (Dortmund) geht in seinem Beitrag zurück zum Beginn der Zuwanderung aus den Ostgebieten des preußischen Staates, die Ankunft – noch vor der Reichsgründung 1871 – einer großen Zahl von Bergleuten aus dem niederschlesischen Bergrevier Waldenburg im Zuge eines dort gescheiterten Arbeitskampfes 1869/70. Als Quellen dienen Dortmunder liberale Zeitungen, die mit den Streikenden, aus denen Zuwanderer wurden, sympathisierten; eine Reihe von Artikeln wird dokumentiert.

Schließlich geht *Bärbel Röben* (Attendorn) in ihrem umfassend den Forschungsstand aufarbeitenden Beitrag auf die noch immer nur am Rande erforschte Rolle der *Migrantinnen* im Forschungsfeld mediale Integration ein, also auf die spezifische Situation der Frauen, namentlich beim Zugang zum Journalistenberuf. Über die Synopse hinaus stellt Röben Forderungen auf, die viel mit denen Bonfadellis gemeinsam haben.

4. Journalistik und Journalismusforschung

Einen deutlichen Schwerpunkt auf die berufsbezogene Dimension akademischer Beschäftigung mit Journalismus und Öffentlichkeit bietet der Abschnitt „Journalistik und Journalismusforschung“. Die ersten drei Aufsätze des Panels zeichnen dabei die Institutionalisierung des Faches Journalistik in der deutschen Hochschullandschaft seit den 1970er Jahren und damit die jüngere Geschichte der akademischen Journalistenausbildung nach.

Einen Überblick über diese Geschichte vermittelt die Textcollage von *Walter Hömberg* (Eichstätt). In Form von Rückblenden dokumentiert er die unterschiedlichen Entwicklungsstufen der Journalistik in Deutschland und veranschaulicht, welche Motive in den vergangenen vier Jahrzehnten für eine Akademisierung der Journalistenausbildung sprachen, aber auch, welche Widerstände sich dabei formierten. Im Rückblick bewertet er die Entwicklung als „Erfolgsgeschichte“, auch wenn der gegenwärtige „Bologna-Prozess“ und die damit verbundene „Modularisierung“ der Journalistik-Curricula das Fach vor große Herausforderungen stellten.

Eine „Erfolgsgeschichte“ stellt für *Ulrich Pätzold* (Berlin/Dortmund) vor allem die Entstehung des Dortmunder Journalistik-Studienganges dar, den Kurt Koszyk in den 1970er Jahren als Modellprojekt für eine hochschulgebundene Journalistenausbildung ins Leben rief. Pätzold rekonstruiert die Frühphase des Dortmunder Modells und damit den

Aufbau des dortigen Instituts für Journalistik, das bis heute in Deutschland das größte seiner Art ist.

Die weitere Entwicklung des wissenschaftlichen Berufsfachs Journalistik verfolgt *Gerd G. Kopper* (Berlin/Dortmund) jedoch durchaus kritisch: Vor allem die Chance einer Europäisierung der journalistischen Ausbildung an Hochschulen sei verspielt worden, weil in der Phase ab 1990 entscheidende Innovationen ausblieben. Kopper diagnostiziert rückblickend „institutionelle Geburtsfehler“ in der Gründungsphase der Journalistik in Deutschland, die sich später – zeitversetzt – auf europäischer Ebene wiederholt hätten. Die entscheidende Herausforderung an das Fach liege nun darin, nicht zuletzt auf transnationaler Ebene seine Innovationsoption für das Berufsfeld Journalismus wiederzuentdecken und umzusetzen.

Die Bedeutung der Journalistenausbildung betont auch *Andrea Czepek* (Wilhelmshaven). Sie stellt – ausgehend von einem internationalen Forschungsprojekt zur Pressefreiheit im europäischen Kontext – die provokative Frage: „Ist der Journalismus in Europa noch zu retten?“ Nach einer Analyse der gegebenen Rahmenbedingungen sucht sie nach verschiedenen Möglichkeiten zur Förderung eines verantwortungsvollen und unabhängigen Journalismus – und findet einen zentralen Ansatzpunkt in den Ausbildungseinrichtungen für Journalisten, die ausgebaut und weiterentwickelt werden müssten.

Wie sich wissenschaftliche und berufspraktische Zugänge in der Journalistenausbildung wechselseitig befruchten können, veranschaulicht *Bernd Klammer* (Münster). Er arbeitet verschiedene Gemeinsamkeiten von Journalismus und empirischer Sozialforschung heraus und verdeutlicht den gegenseitigen Nutzen beider Tätigkeitsfelder: Das Vorbild einer sozialwissenschaftlich fundierten methodologischen Reflexion könne dabei helfen, journalistische Recherchestrategien zu optimieren, während die Sozialforschung und die Wissenschaft allgemein vor allem von journalistischen Kompetenzen bei der Themenauswahl und ihrer Vermittlung profitieren dürften. Die beschriebenen Vorteile seien in der akademischen Journalistenausbildung unter anderem in Form von Lehrforschungsprojekten fruchtbar zu machen, wie Horst Pöttker sie am Dortmunder Institut für Journalistik seit vielen Jahren pflegt.

Dass auch die Vermittlung von Sachwissen in der Journalistenausbildung einen zentralen Stellenwert einnimmt, zeigt der Beitrag von *Udo Branahl* (Dortmund), der die rechtlichen Grundlagen journalistischer Recherchehandlungen erläutert und bewertet. Entsprechende Lehrveranstaltungen sind seit jeher ein fester Bestandteil der Dortmunder Journalistik-Curricula und stellen damit ein weiteres Beispiel für einen akademischen Blick auf den Journalismus mit dezidiert berufspraktischer Ausrichtung dar.

5. Journalismus und Geschichte

Das Themenfeld „Journalismus und Geschichte“ bildet die Klammer für das Schlusspanel, welches wiederum sechs Aufsätze versammelt.

Die breiteste Zeitspanne umfasst dabei der Beitrag von *Wolfgang R. Langenbucher* (München/Wien) und *Irmgard Wetzstein* (Wien). Sie stellen ihren „Kanon des Journalismus deutscher Sprache“ vor, in dem sie 100 journalistische Persönlichkeiten aus drei Jahrhunderten zusammenführen – und der Journalismusforschung damit viele gute Gründe für eine

Abkehr vom Systemdenken und eine Refokussierung auf den journalistischen Akteur liefern.

Einer dieser Akteure ist Karl Kraus. Auf ihn konzentriert sich *Joachim Pötschke* (Tutzing/Leipzig), der anhand von vier zentralen Essays aus der Feder dieses großen Wiener (Tages-)Schriftstellers dessen weltanschaulichen und künstlerischen Wandel nachvollzieht – und dabei unterstreicht, in welchem Maße er das Genre der Glosse beeinflusst und geprägt hat.

Die fortschreitende Professionalisierung des Journalistenberufs zu Beginn des 20. Jahrhunderts thematisiert *Arnulf Kutsch* (Leipzig). Er widmet sich in seinem quellenreichen Aufsatz dem Nationalökonom Karl Bücher, der – wie Kutsch zeigt – bereits vor dem Ersten Weltkrieg einen umfassenden und weit ausdifferenzierten Vorschlag für eine universitäre Journalistenausbildung konzipiert hatte. Damit liefert Kutsch gleichsam einige Bausteine für eine Vorgeschichte der deutschsprachigen Journalistik, auf die die Beiträge des vorhergehenden Panels aufbauen können.

Kurt Koszyk (München/Dortmund) beschreibt, wie sich die Bedingungen für einen professionellen Journalismus mit dem Kriegsausbruch 1914 wandelten: „[D]er im 19. Jahrhundert erkämpften ‚Pressefreiheit‘ [wurde] ein Ende bereitet. Militärische und zivile Behörden sollten dafür sorgen, ‚Volksstimmung‘ so zu gestalten, dass sie militärische Planung und Aktion nicht gefährdete.“ Um das Zusammenwirken von deutschen Zeitungen und Pressepolitik zu illustrieren, untersucht Koszyk den „Modellfall Sommeschlacht und Verdun“ und zeigt, dass es der Zensur offenbar gelang, in der Öffentlichkeit trotz erschreckender Verluste keine Zweifel an einem deutschen Endsieg aufkommen zu lassen.

Eine andere Facette deutscher Kriegspropaganda veranschaulicht *Rolf Seubert* (Siegen) am Beispiel des Historienfilms „Friedrich Schiller – Der Triumph eines Genies“. In dem 1940 uraufgeführten Streifen deuteten die nationalsozialistischen Filmschaffenden den Dichturfürsten zum Propheten eines kommenden „Tausendjährigen Reiches“ um, während sie die historische Person Schillers und sein Werk völlig aus dem Blick verloren. Daran konnte ihnen auch kaum gelegen sein, denn – so Seubert – „[d]as Werk des wirklichen Schiller war für die NS-Propaganda nicht nur uninteressant, sondern inzwischen gefährlich“.

Welche Auswirkungen die NS-Zeit auf die wissenschaftliche Beschäftigung mit Journalismus und Medien hatte, untersucht schließlich *Hans Bohrmann* (Dortmund). Das Jahr 1945 erscheint ihm dabei als personeller und institutioneller Wendepunkt, denn „der überwiegenden Mehrzahl der Zeitungswissenschaftler (einschl. der Rundfunkkunde), die das Kriegsende im dienstfähigen Alter erreichten, [wurde] kein neues Hochschulamt verliehen“. Die Entwicklung von der Zeitungswissenschaft im Nationalsozialismus hin zur Publizistik und Journalistik nach dem Kriege sei damit „gebrochener“, als bislang zu vermuten war. Auch Bohrmanns Beitrag liest sich – wie der von Kutsch – wie ein Präludium zu einer Geschichte der Journalistik in Deutschland, die bislang freilich noch nicht geschrieben ist.

Die Zusammenschau der einzelnen Beiträge in diesem Band verdeutlicht nochmals die Heterogenität ihrer Herangehensweisen und die Vielschichtigkeit ihrer Befunde. Damit muss sich die Textsammlung wohl unweigerlich einer nahe liegenden Kritik stellen, mit der sich ähnliche Publikationsprojekte in der Vergangenheit immer wieder konfrontiert sahen: dass Festschriften nämlich in der Regel nicht mehr als inhaltlich unstrukturierte und häufig lieblos zusammengefügte Buchbinder-Synthesen seien, denen – ähnlich wie auch Tagungs-

bänden – jegliche Existenzberechtigung abzusprechen ist (vgl. zuletzt Hoeren 2009). Dass wir uns diesem Unternehmen trotzdem angenommen haben, hat vor allem einen Grund – und der heißt Horst Pöttker. Faszinierende Forscherpersönlichkeiten wie er fordern – auch oder gerade wenn sie sich gelegentlich despektierlich über das Genre der Festschrift äußern – zu intellektueller Auseinandersetzung geradezu heraus; sie bieten Denkanstöße und Reibungsflächen – und werden damit zur Quelle der Inspiration. Auch um dieses Inspirationspotenzial zu würdigen, haben wir uns mit großer Genugtuung auf das akademische Ritual einer Festschrift eingelassen. Sie bietet einerseits den notwendigen Raum, um Horst Pöttkers Verdienste für Journalistik und Kommunikationswissenschaft zu dokumentieren – wie das vordergründig vor allem das von *Rainer Geißler* (Siegen) beigesteuerte Porträt und die Personalbibliographie von *Daniel Müller* (Dortmund) versuchen. Andererseits macht sie es möglich, diese Verdienste aufzugreifen, zu reflektieren, vielleicht auch zu revidieren, in jedem Falle aber weiterzuspinnen. Die Autoren der in diesem Band versammelten Aufsätze haben höchst unterschiedliche Strategien im Umgang mit dem Pöttker'schen Inspirationspotenzial entwickelt. Auch die Verschiedenartigkeit ihrer Beiträge ist ein Beleg dafür, wie vielfältig das Werk des Geehrten auf sein Umfeld ausstrahlt.

Literatur

- Baum, Achim (1994): *Journalistisches Handeln. Eine Kritik der Journalismusforschung*. Opladen.
- Blöbaum, Bernd (1994): *Journalismus als soziales System. Geschichte, Ausdifferenzierung und Verselbständigung*. Opladen.
- Habermas, Jürgen (1962): *Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft*. Neuwied am Rhein, Berlin.
- Hoeren, Thomas (2009): *Akademische Rituale. Tod den Tagungsbänden!* In: Spiegel Online v. 20.10.2009. Online unter: <http://www.spiegel.de/unispiegel/jobundberuf/0,1518,655408,00.html>
- Löffelholz, Martin (2004): *Theorien des Journalismus. Eine historische, metatheoretische und synoptische Einführung*. In: ders. (Hrsg.): *Theorien des Journalismus. Ein diskursives Handbuch*. 2. Aufl. Wiesbaden, S. 17-63.
- Luhmann, Niklas (1984): *Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie*. Frankfurt am Main.
- Lünenborg, Margreth (2005): *Journalismus als kultureller Prozess. Zur Bedeutung von Journalismus in der Mediengesellschaft. Ein Entwurf*. Wiesbaden.
- Meier, Klaus (2007): *Journalistik*. Konstanz.
- Negt, Oskar/Kluge, Alexander (1972): *Öffentlichkeit und Erfahrung. Zur Organisationsanalyse von bürgerlicher und proletarischer Öffentlichkeit*. Frankfurt am Main.
- Neidhardt, Friedhelm (1994): *Öffentlichkeit, öffentliche Meinung, soziale Bewegungen*. In: ders. (Hrsg.): *Öffentlichkeit, öffentliche Meinung, soziale Bewegungen*. Opladen, S. 7-41.
- Pöttker, Horst (1998): *Von Nutzen und Grenze der Medienfreiheit. Daniel Defoe und die Anfänge eines Ethos der Öffentlichkeitsberufe*. In: Wunden, Wolfgang (Hrsg.): *Freiheit und Medien. Beiträge zur Medienethik*. Bd. 4. Frankfurt am Main, S. 207-226.
- Pöttker, Horst (1999): *Öffentlichkeit als gesellschaftlicher Auftrag. Zum Verhältnis von Berufsethos und universaler Moral im Journalismus*. In: Funiok, Rüdiger/Schmälzle, Udo F./Werth, Christoph H. (Hrsg.): *Medienethik – die Frage der Verantwortung*. Bonn, S. 215-232.
- Pöttker, Horst (2000): *Kompensation von Komplexität. Journalismustheorie als Begründung journalistischer Qualitätsmaßstäbe*. In: Löffelholz, Martin (Hrsg.): *Theorien des Journalismus. Ein diskursives Handbuch*. Wiesbaden, S. 375-390.
- Renger, Rudi (2000): *Populärer Journalismus. Nachrichten zwischen Fakten und Fiktion*. Innsbruck etc.
- Scholl, Armin/Weischenberg, Siegfried (1998): *Journalismus in der Gesellschaft. Theorie, Methodologie und Empirie*. Opladen, Wiesbaden.
- Splichal, Slavko (2006): *In search of a strong European public sphere: some critical observations on conceptualizations of publicness and the (European) public sphere*. In: *Media, Culture & Society*, 28. Jg., S. 695-714.
- Weber, Max (1972): *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie*. 2. Aufl. Tübingen. [zuerst 1922]

Westerbarkey, Joachim (1994): Öffentlichkeit als Funktion und Vorstellung. Der Versuch, eine Alltagskategorie kommunikationstheoretisch zu rehabilitieren. In: Wunden, Wolfgang (Hrsg.): Öffentlichkeit und Kommunikationskultur. Beiträge zur Medienethik. Bd. 2. Hamburg, Stuttgart, S. 53-64.